

(Nachdruck verboten.)

1]

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Sig.

Schon bald eine Stunde saß nun Heinrich Anderegg wieder in der niedrigen, rauchgeschwärzten Stube des Betters Bastian und kämpfte, indes die Wase nicht müde wurde, ihn auszufragen, vergeblich gegen Angst und Reue an, weil er doch noch einmal den Schritt über diese Schwelle getan hatte. Ihm war zumute, als würde er gefesselt mit den Schlingen des stumpfen, beengten Lebens unter dem grauen Dache, als ob die lieben Kindheits Erinnerungen, die ihn hergetrieben hatten, schon am ersten Tage verwelken müßten im trüben Licht der Hoffnungslosigkeit, der alle, die hier lebten, verfallen schienen.

Im Saal nebenan rollten die Wagen der Stäckmaschine auf den eisernen Schienen eintönig hin und her; es war ein fortwährender Donner, dazu hörte man deutlich das Krachen der gespannten Leinwand, wenn die Nadeln hineinfuhren, der Faden angezogen wurde oder das gelle Rischen und Rattern, wenn der Bohraparat in Anwendung kam. Eine dumpf klingende Deier des Alltags.

Wie hatte er hoffen können, hier seines Lebens froh zu werden?

„Ich kann's und kann's halt nicht fassen, Heiri, daß Du wieder da bist nach so vielen Jahren! Ausgemach haben wir schon gemeint, Du kämest nie mehr zu uns und alles sei vergessen! Und doch ist mir keins von den Meinen so lieb gewesen wie Du — das weiß der Himmel! Immer hab ich gesagt zum Bastian: Gib acht, der Heiri macht uns noch einmal Freud'. Von den eigenen Kindern könnt' ich das nicht sagen.“

Die nun schon graue, gebeugte Frau saß auf einem Schemel vor ihm und weinte, den Kopf an seine Knie geschmiegt. Er hatte sie ganz anders im Gedächtnis behalten, rüstig, hart, eine derbe Buchtmeisterin, die nicht darauf zu achten pflegte, wohin der Knieriem oder die Haselrute traf, wenn sie ihn einmal „in die Finger nahm“. Das geschah aber so häufig, daß sich Heinrich in seiner Schulzeit als der ärmste und geschlagene Tropf vorgekommen war.

„Erzählt mir doch, wie's ihnen geht und was sie treiben!“ sagte er jetzt, weniger aus Neugier, als um das schmerzliche Weinen seiner Pflegemutter zu stillen. Da verstummte auch das Rollen der Maschine nebenan und der Bette Bastian im blauen Arbeitsschurz trat wieder in die Stube. Es war eine rechte Jammergestalt, hager, vertrocknet, ganz eingefallen im Gesicht und auf der Brust, mit häßlich langen, schlumpigen Gliedern und stark einwärts gefehrten Füßen. An ihm hatte der Heimgekehrte keine Veränderungen wahrgenommen. Der grundgütige, schwache Mann sah noch mit den gleichen treubraunen Augen in die Welt und sein Gebaren entsprach noch immer dem festen Glauben, daß dieses Leben aus Mühen und Leiden bestehen müssen, kurz, nur als Vorbereitung zu einem besseren Jenseits zu begreifen sei.

Er setzte sich bescheiden hinter den Tisch auf die Ofenbank.

„Ganz leer möcht ich denn doch nicht ausgehen, wenn da berichtet wird —“ suchte er sein Erscheinen vor der gestrengen Gattin zu rechtfertigen. Er sprach mit Schen, meist irgend-einen toten Gegenstand betrachtend und schien sich nicht so schnell wie seine Frau in die nun umgekehrte Stellung zu Heinrich zu finden, gerade, weil seine Achtung vor dessen Geistesgaben tiefer fürchte und ihn selbst, den unwissenden, geduckten Tagelöhner, schier beschämte.

„Ja, Du kommst mir grad recht, Du Wundernase!“ fuhr die Wase auf ihn zu. „Was aus unsern Goosen“) geworden ist, will der Heiri wissen. Sag Du ihm jetzt die Herrlichkeit — und was wir für Staat mit ihnen machen können, kurz und gut —“ wandte sie sich wieder an den letzteren, während sich die Tränen auf ihren fleischigen Waden jagten —: „Der Rudi ist auf und davon nach Amerika und läßt nichts mehr von sich hören. Der Jörg ist Fuhrknecht in der Grubmühle,

*) Kinder.

aber Gott weiß wie lang noch — ein Säuser, ein Bütterich — sein Weib ist des Lebens nicht sicher vor ihm. Da über uns in den beiden Dachkammern haufen sie zusammen. Und dann die Marei, o du mein Gott, was ist das für ein Elend,“ — sie mußte sich setzen, das Gesicht mit den Händen bedeckend, so daß Heinrich erschrocken aufsprang und den Vater fragend anstarrte. Der jedoch wiegte nur bedauernd das Vaterhaupt und zeigte mit dem Daumen über die Schulter hinweg zur Kammertür.

„Was? Ist sie da? Krank am End?“ flüsterte Heinrich irreführt.

Da bekam die Wase ordentlich wieder Lust und Leben. „Ach, warum nicht gar! Der fehlt nichts als ein Vater zu dem Wurm da drinnen. Es ist halt die gleiche Geschichte wie dazumal mit Deiner Mutter, Heiri.“ Er begriff, wurde rot und machte entsetzungs große Augen.

„Sie ist Ausrüsterin beim Guggenheim in Treustadt. Wirst sie ja morgen sehen. Aber sag selber: was soll jetzt noch aus ihr werden? Ein rechter Mann nimmt doch ewig kein Maitle mit so einer unfauberen Aussteuer!“

Eine Weile schwiegen sie alle. Auch der Bette ließ den Kopf hängen. Dann schlang die Wase plötzlich die Arme um den Hals des feinen, sauberen Burschen und schluchzte so herzerschütternd, wie nur eine Mutter schluchzen kann, deren Kinder verdorben sind.

„Du bist jetzt noch mein einziger Trost. Ich müßt' es Deiner Mutter, wenn sie noch lebte, auf den Knien abbiten, jedes böse Wort, was sie Deinetwegen hat hören müssen. So froh bin ich um Dich. Und daß — Du uns — doch nicht ganz — vergessen hast. Oh, oh!“

„Eben drum, Was!“ versuchte Heinrich zu trösten, indem er wider Willen einen Arm auf den gekrümmten Rücken legte. „Vielleicht — wer weiß — macht Euch das Kind von der Marei auch noch Freud im Leben. Es ist also bei Euch? Kann ich's sehen?“ fragte er weiter ohne Wunsch, nur um die peinliche Umarmung zu lösen.

Die Wase wischte sich bestürzt die Augen: „Allweg ja, verzeih mir's Gott!“ sagte sie vor sich hin, winkte Heinrich mit gehobener Hand, ihr zu folgen und schwebte auf den Behen über den holprigen, spaltenreichen Bretterboden zur Kammertür.

Drin, wo es dunkel war, öffnete sie sachte die Fensterladen. Neben dem breiten Ehebett mit dem bekannten geblühten Bezug, der roten Wollbede stand eine uralte Wiege.

„Dieselbe, in der Du gelegen hast!“ bedeutete die Wase mit merkwürdigem Stolz. Der Bette war tief sinnig, grübelnd auf der Schwelle stehengeblieben.

Heinrich betrachtete das kleine, kaum halbjährige Wesen mit erheuchelter Bärtlichkeit; im Grunde wunderte er sich kloß, daß es wirklich die Frucht der lustigen Marei sein sollte, die noch in die Schule ging, als er im Lehrlingskleid so Haus wie Heimat verlassen hatte.

Leise wie sie kamen, gingen sie wieder hinaus: „Denn Du wirst, schätz ich, sein Geschrei noch früh genug zu hören bekommen!“ meinte die Großmutter mit einem liebevollen Blick auf das schlummernde Kind.

Indessen sie dunkel machte, fragte Heinrich den Bette verstoßen: „Wer ist denn eigentlich der Vater?“

„Se, was weiß ich — irgendein windiger Schreiber oder Gummi, der zeitig das Weiße gesucht hat.“

Weiter sprachen sie kein Wort darüber.

Seltamerweise wollte es Heinrich bei aller Niedergeschlagenheit doch fast wie ein Zug ausgleichender Gerechtigkeit erscheinen, daß er, der um Gottes willen geduldete Sprößling, nun doch unter vieren der einzige Treffer im Leben stand. Er hatte einst manchen Sieb empfangen, den die anderen bekommen sollten und oft genug hören müssen, welch ein nichtsnutziger Balg mit ihm auf die Welt gekommen sei.

Innerlich aufstöhnend, setzte er sich wieder ans offene Fenster. Es war ein milder, sonnerfüllter Herbstnachmittag. Die Weinernte hatte gerade begonnen. Hügelan, hügelab über den Goldregen des fallenden Weinlaubs wanderte sein Blick und, soweit er reichte, regte sich's im Nebengelände. Auf den Wegen standen schwere Däsengelpanne mit breiten Mulden, buttenträgende Gestalten gingen auf und nieder

und Heinrich meinte sogar den Duft zu spüren, den die gehäuftesten Trauben allüberall aushauchten.

Wer auch nur ein schwächtiges Endchen Rebland sein Eigen nannte, tat jetzt groß vor dem Herrn. Das war nie anders gewesen, soweit Heinrich zurückdenken mochte. Von nah und fern kamen zu dieser Zeit die Freunde des Landmanns herbeigereist, namentlich die Treustädter Verwandt- und Bekanntschaft, geschmiegelte Herren und Damen, ließen sich diese schönste ländliche Feier nie entgehen. Es war außerdem eine Ehre, dabei zu sein, den Segen zu besprechen, die ersten Tropfen des „Neuen“ frisch von der Kelter zu kosten und die Güte des Jahrganges mit Kennermiene wahrzusagen. Niemand wußte das besser als die Nichtgeladenen. Heute mocht es da und dort ein armes Kartoffelbäuerlein, kleine Handwerker geben, die im Gefühl ihrer Nichtigkeit verbissen beiseite schielten, wenn die fröhlichen Karawanen der Winzer und Winzerinnen an ihnen vorbeizogen.

Ob ich morgen auch eingeladen werde? dachte Heinrich mit traurigem, sehnsuchtsvollem Auge. Ach, wohin waren die hochfliegenden Gefühle glücklicher Heimkehr so schnell verschwunden! Als er vorhin den schmalen Weg von der Station da hinaufging, gleich sein Herz noch einem überströmenden Eimer des Glücks und die Quelle seiner Freude war das Bewußtsein, heimzukommen als einer, dem selbst die höchstgestellten Mitbürger Achtung zollen mußten. Wenn seine Güter nicht gemünzt auf einem großen Haufen lagen, so hatte dafür sein Name einen guten Klang, denn er gehörte trotz seiner Jugend schon zur Zunft jener Schmiede, die ihre Erfahrungen gleich Edelsteinen sammeln, läutern, schleifen und lassen, um sie endlich zum Segen aller dem herrlichen Kronschatz der Menschheit einzuverleiben. Wenigstens stand es so in seinem Sinn und diesen Stolz hatte er nicht eben gestohlen. Sein Pfad war keineswegs bequem gewesen, sondern mit großen Fährnissen im Pitzack steil aufwärts gegangen und manche Hülle war abgestreift am Wege liegen geblieben, ehe er seinen wahren Beruf zu ergreifen vermochte.

Nun hatte ihn aber ein bitteres Heimweh zurückgetrieben an die Stätte seiner Kindheit. In Träumen sah er sie lang vor dem Aufbruch, ein silbern Gelächte hub an von auferwachten Erinnerungen, Willkommen winkten die vertrauten Gehege, der Anger wirbelte seine Düste und Schmetterlinge in die Luft, der See hielt den Atem an und ließ ihn schauen das blinkende Leben der Tiefe und auch Raufschbart, der Alte im Walde, erschien ihm im Traum, er, der damals so manchen Akt gutmütig stützte, wenn der Baghals Vogelnester ausnahm, der das Kind erfüllte mit seinem sinnbetörenden Odem und die spielend durchgedrungenen Sonnensplitter heimlich verwob mit den Schößlingen der Dichterseele. Ja, und nun hatte Heinrich gehofft, einmal recht von Grund auf auszurufen von den Fährnissen seiner Jugend, eines ziel- und meisterlosen Gesellen, der von einem Gewerbe zum anderen lief und vergeblich strebte, die geraden Märsche der Regelrechten mit Seitensprüngen und Winkelszügen zu übertrumpfen.

Hier wollte er vergessen die erlittene Schmach des Arbeits scheuen, der in mancher selbstverschuldeten Not lieberlich die Hand ausstreckte und kaum mehr errötete, wenn die Gabe bettelhaft gering ausfiel oder barsch verweigert wurde.

Ja freilich, dembeutel nach gehörte er noch recht wohl da hinauf ins Tobel, wie die kleine Anfriedlung oberhalb des eigentlichen Dorfes hieß. Das war der Grollwinkel der armen Saldensteiner, und nicht wenige gab es da, die nie ein Fäßlein Most im Keller, keine Rübe im Felde hatten.

Inmitten der unansehnlichen Hütten, aus denen da und dort deutlich das Vaster der Faulheit, des Schmutzes, der Trunksucht durch die mit Wappe geslickten Scheiben grinsten, stand, etwas erhöht mit herrlicher Aussicht das Haus des Stiders Bastian Hugentobler. Eine alte Barade desgleichen, doch sah man auf den ersten Blick, daß hinter dem bröckelnden Gemäuer, dem verräucherten Fachwerk unter dem mausgrauen Schindeldach eine Hand wirkte, die sich mühte, das runzlige Gesicht des Häuschens mit allerlei Ranken und Blumen zu verschleiern. Das war aber nicht etwa der Base, sondern des Bettlers vielverhöhtes, gescholtenees Steckensperd.

Die drei sprachen nun weiter von ihren häuslichen Angelegenheiten. Der Wetter hatte es durch seinen Fleiß endlich vom Pächter zum Eigentümer sowohl des Hauses als auch der Maschine gebracht, die zusammen einen Wert von siebentaufend Franken ausmachten.

„Wir könnten auch schon einen schönen Bahren am Zins haben, wenn der einfältige Tropf da“ — die Base wies mit dem Kopf schmälernd nach ihrem Manne hin — „nicht die Hälfte von seinem Verdienst dem Großen zusteckte.“ Sie meinte den ältesten Sohn. „Wie wenn der nicht alt und stark genug wäre, sich ehrlich durchzubringen. Eine Schande ist das!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Naturgeschichte des Eises.

Die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben die Kunde von der Natur und Bedeutung des Eises der Erde in hohem Maße erweitert und vertieft. Dazu haben sowohl die Reisen in Polar- gebieten wie die Untersuchungen an den Gletschern der Hochgebirge das meiste beigetragen. Aber auch die Eisbildungen auf Seen und Flüssen der gemäßigten Zonen sind nicht vernachlässigt worden und außerdem hat man sich auch im physikalischen Laboratorium mit der Ergründung der Eigenschaften des Eises eingehend beschäftigt. Daraus ist eine Summe von Kenntnissen entstanden, die viel Lehrreiches enthält. Im allgemeinen kann man auf der Erde drei verschiedene Arten von natürlichem Eis unterscheiden: das Eis der Landgewässer, das Meereis und das Gletschereis, und alle drei Arten lassen sich an ihrem Aufbau unterscheiden. Außerdem kommen nun aber noch andere Eigentümlichkeiten hinzu, die zum Teil von großer, man könnte sagen weltbeherrschender Bedeutung sind. Professor Buchanan, der das berühmte Schiff „Challenger“ schon vor fünfundsiebzig Jahren auf einer Kreuzfahrt an die Grenzen des Südpolargebietes begleitete, machte damals die Beobachtung, daß die Schmelztemperatur des Meereises durchaus nicht, wie es so lange von jedem Eis angenommen war, genau bei 0 Grad lag. Es schmilzt vielmehr schon bei einer niedrigeren Temperatur. Auch ergibt solches Eis, nachdem es geschmolzen ist, niemals reines Wasser, wie es ja auch nicht aus reinem Wasser, sondern eben aus Seewasser entstanden ist. Lamont wurde zum erstenmal der Schluss gezogen und bald vollgültig bestätigt, daß in dem Eis, das sich auf dem Meere bildet, Salz in festem Zustand enthalten ist. Ebenso wie eine Mischung von Schnee und Salz eine Temperatur besitzt, die erheblich unter dem Gefrierpunkt liegt, auch wenn sie sich in schmelzendem Zustand befindet, so hat auch eine Mischung von Schnee und Seewasser, wenn sie beständig umgerührt wird, eine niedrigere Temperatur, nämlich von fast -2 Grad. Diese Beobachtung wurde zuerst bei den Arbeiten gemacht, die sich an die rühmliche Vega-Expedition von Nordenskjöld angeschlossen. Professor Buchanan hat jetzt in einem Vortrag schließlich den Satz aufgestellt, daß es in der Natur wahrscheinlich kein Eis gibt, das genau bei 0 Grad schmilzt und friert. Diese sonderbar erscheinende Behauptung rechtfertigt sich einfach daraus, daß vollkommen reines Wasser in der freien Natur fast gar nicht vorkommt. Wenn aber das Eis oder das Wasser, in das es eingetaucht ist, irgendeine Verunreinigung enthält, beginnt das Eis schon bei einer niedrigeren Temperatur als 0 Grad zu schmelzen. Das, was man als reines festes Eis zu betrachten pflegt, ist überhaupt kein solches, sondern eine Mischung von Eis und reinem Wasser. Die häufigste Art der Verunreinigung des Wassers, weil sie eine Eigenschaft der gesamten ungeheuren Masse der Ozeane darstellt, ist selbstverständlich das Chlornatrium, mit gemeinem Namen Kochsalz genannt, und die Anwesenheit dieses Stoffes bedingt für sich allein bereits eine ganz wesentliche Beeinflussung sämtlicher Eigenschaften des Eises. Der Gefrierpunkt und der Schmelzpunkt können beim Seeeis je nach der Natur der Umgebung, wobei ganz besonders noch die Druckverhältnisse zu berücksichtigen sind, um 30, 40 oder gar noch mehr Temperaturgrade schwanken, eine gewiß ganz erstaunliche Tatsache. Wenn man aus dem Polameer ein Stück schwimmenden Eises aufhört, so erweist es sich zunächst als nicht durchaus gleichförmig in seinem Bau. Es besteht möglicherweise oder wahrscheinlich aus einem Grundstod von echtem Meereis. In den oberen Lagen aber finden sich immer Bestandteile anderer Natur, die aus Schnee, aus gefrorenem Sprühwasser und sehr oft auch aus Bruchstücken von Landeis hervorgegangen und zu einem sehr eigentümlichen Konglomerat verklebt sind. Wenn nun das ganze erhitzt wird, so fängt es schon bei einer Temperatur zu schmelzen an, die 1 oder 2 Grad unter dem Schmelzpunkt von reinem Eis liegt, und die sich ergebende Flüssigkeit ist Salzwasser. Die am stärksten salzhaltigen Teile des Eisstüdes schmelzen zuerst, die reinesten später. Man kann diese Tatsache durch ein hübsches Experiment im Laboratorium beweisen. Man verschaffe sich einige Würfel von reinem Eis, die genau aneinander passen, begieße das ganze mit Salzwasser und lasse es gefrieren. Dadurch entsteht ein einheitlich ausschender Eisblock. Wenn dieser nun der Sonne ausgesetzt wird, so schmilzt zuerst das Salzwasser und nach einiger Zeit zerfällt der Block, und zwar genau in die früheren Eisstüde. Etwas ganz Ähnliches geschieht, wenn man einen Block von natürlichem Gletschereis der Sonne aussetzt. Dieser löst sich dann auf in eine Anzahl von Körnern. Diese werden zuerst lose in ihrem Bindemittel, so daß sie ein klapperndes Geräusch geben, wenn man den Block hin und her schüttelt, und schließlich fallen sie auf einen

Saufen zusammen. Buchanan nennt einen Block von Gletschereis eine geometrische Kuriosität. Er besteht nämlich aus einer Anzahl von festen Körpern, die zwar ganz verschiedene Größen und unregelmäßige Formen haben, aber ganz genau so aneinander passen, wie jene künstlichen Würfel, von denen bei dem Experiment die Rede war. Das Gletschereis ist daher auch in den Forschungen der letzten Jahrzehnte ganz besonders berücksichtigt worden, und seine Entstehung aus der allmählichen Umwandlung des Schnees der Hochgebirge in Firn und dann in Eis ist eine der großartigsten und merkwürdigsten Naturerscheinungen, die sich auf der Erde darbieten. Aber auch das Eis, das sich auf Süßwasserseen bildet, ist weit davon entfernt, einen einheitlichen Aufbau zu besitzen, vielmehr erleidet es unter der Wirkung der Sonnenstrahlen einen ähnlichen Zerfall wie das Gletschereis. Wenn z. B. aus den Alpenseen Eis geerntet wird und die Blöcke zuweilen tagelang am Ufer liegen bleiben, ehe sie in die Eishäuser geschafft werden, und namentlich wenn ein solcher einmal vergessen wird, so gerät er durchaus nicht schnell ins Schmelzen, so lange die Winterluft eine niedrige Temperatur behält. Aber schon nach wenigen Stunden einer Bestrahlung durch die Sonne beginnen an seiner Oberfläche sonderbare Zeichnungen hervorzutreten. Es ist, als ob die Sonne eine Aetzwirkung auf das Eis ausübe, und es zeigt sich als deren Folge, daß auch das Eis aus Körnern besteht. Diese sind nun aber wiederum sehr verschieden von denen des Gletschereises, obgleich sie in beiden Fällen als Kristallindividuen zu betrachten sind. Der Unterschied erklärt sich leicht daraus, daß die Körner des Gletschereises bei dem Abwärtsgleiten der großen Massen von den Gipfeln in die Täler gewissermaßen übereinander gerollt werden, während sie in dem festliegenden Seeeis ihre Lage zueinander beibehalten. Das Seeeis bleibt, so lange nicht durch Schnee oder Schmelzvorgänge eine Störung eintritt, vollkommen durchsichtig und an der Oberfläche glatt, trocken und poliert wie Spiegelglas und verrät auch nicht im geringsten seine Zusammensetzung aus einzelnen Kristallen. Wenn es aber zu schmelzen beginnt, so zeigen sich diese als aufrecht stehende Prismen, die später, wenn die Auflösung erfolgt, in einzelnen Gruppen selbständig umherschweben. Es ist danach klar, daß sich an einem Stück Eis seine Entstehung aus dem Meer, aus den Firnen des Hochgebirges oder aus dem Süßwasser leicht erkennen läßt

(Nachdruck verboten.)

Der Giftigel.

Von H. M. Eiser.

In Laienkreisen ist nur sehr wenig bekannt, daß der Igel giftig ist, nicht infolge eines bestimmten ihm eigenen Gegengiftes, sondern infolge der Anpassungsfähigkeit seines Blutes an die Einflüsse des Giftes, womit freilich noch nicht vollkommen angefaßt ist, wie die Giftfestigkeit des Igels eigentlich zustande kommt. Tatsache ist jedenfalls, daß der Igel, der doch zu den energigststen Gegnern und Vertilgern des Ottergezüchtes gehört, giftig ist gegen Biß von Kreuzottern, ja sogar gegen Phantali. Diese Tatsache wurde vor noch gar nicht langer Zeit festgestellt.

Der Igel ist eines der beliebtesten Tiere unserer heimischen Fauna, freilich war er das zur Zeit unserer Großväter in viel höherem Grade, da man in ihm direkt und mit Recht ein nützliches Haustier sah, das auf dem Lande fast in jedem Bauernhause gehalten wurde zur Vertilgung der Mäuse. Heute kommt der Igel als Haustier leider immer mehr und mehr ab. Wegen seiner garstigen Gestalt ist der Igel für den Naturwissenschaftler von höchstem Interesse; denn wie selten ein Tier hat sich der Igel in der Form erhalten, die wir als die älteste, am meisten urweltliche Säugetierform der Erde ansprechen können. In der Tierordnung wird er zu den sogenannten Insektenfressern gezählt, die bereits existierten, als noch die großen Saurier mit gespinnstigen Formen die vorfirtlutliche Welt unseres Planeten bevölkerten. Zu gleicher Zeit begannen sich die Reptilien zu vermehren, unter denen die echten Giftbeißer einzusehen beginnen; eine einzige Eidechse, die Helodonna Mexikos, und die allbekanntesten Giftschlangen. Wie man sich die Entstehung des Giftes in den Schlangen zu denken hat, ist unklar; doch vermutet man, daß das Gift der Reptilien zuerst nur ein stark zersetzender Verdauungsstoff gewesen ist, mit dem die Schlange, die ja bekanntlich die Nahrung ungelaut hinunterwürgt, schon im Munde die erste chemische Einwirkung zur Verdauung ausübt. Der Saft muß dann auch dazu dienen, etwa noch lebende Opfer zu betäuben, bis er schließlich, im Zahn verborgen, zur raffinierten Bißwaffe, zur Abwehrwaffe wurde. Wenn man sich nun mit der Konstruktion eines Giftzahnes bekannt macht, so erstaunt man, mit welcher satanischen Feinheit dieses ganze Instrument gebaut ist, so daß es wundern nimmt, daß man nicht öfter von einer wirklichen Anwendung dieses Apparates hört. Freilich sind schon von alters her die Schlangen in Schach gehalten durch die positive Giftfestigkeit ihrer Gänge, die teils anezogen, teils ererbt ist. Und gerade damals, als die „Hochblüte der Reptilien“, wie Wilhelm Bölsche sagt, herrschte, trat besonders der Igel in Wirksamkeit, dessen scharfes Gebiß wahrhaftig nicht bloß zum Insektenfangen gedient hat und dient, sondern auch zur wirksamen Abwehr der gefährlichen Lebensfeinde. Das ist aber nicht nur beim Igel der Fall, sondern auch bei anderen Insektenfressern, bloß mit dem

Unterschiede, daß sich andere Tiere derselben Ordnung nicht als schlangenfest herausgestellt haben.

Meister Swinegel läßt sich aber fortgesetzt die Schlangen munden, die im Geschmack an den Aal erinnern sollen. Als vor einigen Jahrzehnten ein bewährter Altmeister unserer Tierkunde, der Professor Lenz zu Schnepfenthal, der Gelehrtenwelt vom Kampfe eines Igels mit einer großen Anzahl der bösen, bissigsten Kreuzottern berichtete, nahm man das mit Enthusiasmus auf. Der Igel ging als Sieger hervor, ohne daß ihn der Biß der Ottern viel zu kümmern schien, selbst wenn sie die empfindliche Zunge trafen, was ihm aber auch nichts schadete.

Dieser Bericht des Professors Lenz ging kritlos in sehr viele Naturgeschichten für das Volk über, und es verbreitete sich unglaublich schnell die Kunde, das ganze Swinegelvoll sei giftig, was aber doch nicht in dem Grade zutrifft; denn alsbald traten skeptische Forscher mit allerlei Bedenken auf. Zuerst meinten sie, Professor Lenz habe ja nur mit einem einzigen Igel gearbeitet, und ein einziges Experiment könne nicht etwas für die ganze Familie Gültiges feststellen; ferner sei jener Igel ein altes, erfahrenes Tier gewesen, und so müsse man denn der Frage von einer anderen Seite beizukommen suchen. Das geschah denn auch bald, und zwar durch Professor L. Lewin, der bei dieser Gelegenheit die Grundprobleme der Giftfestigkeit überhaupt erst zu einer gewissen Lösung gebracht hat. Er meinte nämlich, daß, „wenn der Igel wirklich gewappnet wäre gegen die blutgeriefende Wirkung des Schlangengiftes, zu erwarten wäre, daß sein Blut ein bestimmtes Gegengift enthalte. Im Sinne moderner Serumtherapie müßte es dann aber denkbar sein, aus diesem seinem Blute ein direktes Schutzserum auch für Menschen gegen Kreuzotterbiß herzustellen.“ Diese letztere Ueberzeugung veranlaßte nun eine Anzahl von Fachmedizinern, mit Igeln Experimente anzustellen, wobei z. B. auch festgestellt wurde, daß nicht einmal die Kreuzotter selbst gegen ihr eigenes Gift in ihrem Blute ganz giftig sei. „Bei dem Igel aber“, berichtet Wilhelm Bölsche nun weiter, „zeigte sich dann, daß für gewöhnlich und bei einigermaßen schon geübten älteren Tieren die angegriffene Kreuzotter überhaupt nicht zum gefährlichen Biß kommt. Vom Igel bei gesenktem Kopf und vorgehobenem Stachelbüßer blüßschnell gepackt, gelangt die Schlange in der überwältigenden Menge der Felle bloß noch dazu, ohnmächtige und gefahrlose Biße in das Stachelkleid zu tun; im äußersten Falle rikt sie ihm einmal den Nasenrücken, wo aber die dünne, trodrene Haut auf dem Knochen am wenigsten eine Infektion wahrscheinlich macht. Um ein klares Bild von einer etwa noch vorhandenen Giftfestigkeit zu gewinnen, mußte man bei alten Igeln schon zu künstlichen Versuchen greifen. Man ließ also solche Igel zwangsweise von kräftigen Ottern in Zunge und Mundwinkel beißen. Erfolg: diese Igel wurden durchweg zunächst ziemlich krank, litten drei bis vier Tage schließlich an den Folgen, gesundeten aber dann vollkommen. Eine ziemlich starke Giftfestigkeit war damit also auch erwiesen. Allerdings keine absolute! Direkte Einspritzungen konzentrierten Otterngiftes zeigten endlich genau den Grad, bis zu dem der Schutz bestand. Eine Dosis, die ein Meerſchwendchen tötete, mußte verzehnfacht werden, um den Igel auch nur vorübergehend erkrankt zu lassen. Bei der Seltenheit der Giftbiße ist das aber für den praktischen Gebrauch des Igels zweifellos genug. — praktisch ist er also so gut wie ganz giftig. Da außerdem durch langsame Gewöhnung an kleine, gesteigerte Gift Dosen auch bei anderen Tieren sich eine gewisse Immunität gegen Schlangengift erzielen ließ, erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß auch bei dem Einzeltier nach glücklichem Ueberstehen mehrerer Vergiftungen noch ein gesteigerter individueller Giftschutz eintrete; das alte Exemplar, mit dem Lenz experimentierte, und das angeblich nicht einmal auf mehrere Biße erkrankte, konnte vielleicht so zu verstehen sein. Die praktische Hauptsache, wonach der Mediziner für uns gesucht hatte, wurde dagegen nicht gefunden. Es ließ sich keinerlei bei anderen Tieren wirksamer Schutzstoff gegen Otterngift im Blute des Igels nachweisen. Worin die relative Giftfähigkeit bei ihm also beruht, ist auch bis heute nicht erkannt.“

Und diese relative Giftfähigkeit besteht auch, wie wir eingangs schon erwähnt haben, gegenüber anderen natürlichen Giften, deren Wirkung im Verhältnis zum Schlangengift viel verheerender und fürchterlicher ist. In dem Leib der sogenannten „spanischen Fliegen“, der schon goldgrün schimmernden Käfer, aus denen man unser blasenziehendes Pflaster fabriziert, gärt jenes unheimlich scharfe Gift, dessen Name K a n t h a r i n in weiteren Kreisen unbekannt ist. Und diese gefährlichen Insekten verdaut und verpeißt Meister Swinegel, ohne daß er nur die geringsten Beschwerden davon hat. Ebenso läßt er sich durch eine Dosis Ph a n t a l i, das bekanntlich zu den allerschlimmsten Giften gehört, die eine starke Rake binnen vier Stunden tötet, nicht aus seiner Ruhe bringen; erst das Fünffache dieser Menge macht ihn eben erst krank. Wie kommt nun aber der Igel zu der Immunität diesem Gifte gegenüber, und welchen praktischen Nutzen hat sie für ihn? Das beides nachgewiesen zu haben ist das Verdienst von Professor S a r n a d, der feststellte, daß sich in zwei Tieren, die wie Bölsche hübsch sagte, „auf der natürlichen Speisefarte des Herrn Swinegel stehen“, zistige Phantaliverbindungen befinden: zuerst in jenen häßlichen, widerlichen Giedertieren, die den phantastischen Namen „Tausendfüßler“ führen, und ferner in dem ähnden Drüsenfaß der Kröte, die dem Igel ein besonderes leckeres Mahl ist. Schaben stifet der Igel außer durch das Vertilgen von den landwirtschaftlich nützlichen

Fröhen durch Ausnehmen von Vogelneſtern; hoch iſt dieſer Schaden dem Nutzen gegenüber, den er durch ſeine unermüdete Mäuſejagd ausübt, gering. Das Volk hat im allgemeinen Unrecht, wenn es ihm keine beſondere Achtung entgegenbringt, wie ſchon der aus Niederſachſen ſtammende Name Swinegel bezeugt. In den hat man allerlei mutwillige Scherze geknüpft, die den Igel bald als beſonders „geriffenes“ Tier kennzeichnen — man denke nur an die Geſchichte vom Wettlauf zwiſchen Hasen und einem Swinegel — halb ihn aber auch zum gutmütig dummen Tier ſtempeln, das ſich alles gefallen läßt. Die Zigeuner hatten ihn gar in ſeinen Stacheln gebraten, und der Bauer glaubte, er ſtehle ihm das Obſt und ſchlug ihn deſhalb tot. Derartiger Aberglaube verſchwindet jetzt natürlich mehr und mehr.

Zum Schluſſe ſei noch ein kurzer Ueberblick über die Giftigkeit der Tierwelt gegeben. Man iſt erſtaunt, zu ſehen, daß es nur noch verhältnismäßig ſehr wenige giftige Formen gibt. Wir haben z. B. keinen Vogel mehr, der giftig wäre. In der großen Gruppe der Säugetiere befinden ſich nur zwei Tiere, von denen man behauptet, ſie ſeien giftig, was aber bei beiden Tieren nicht zutrifft. Nach dem Volksglauben ſoll nämlich die Kaſe, die eine Spikmäus fängt, vergiftet werden; es wird ihr aber nur inſolge des penetranten Moſchusgeruches, den die Spikmäus im Gegenſatz zu den echten Mäuſen von ſich geben, „übel“, wie die Redensart ſagt. Das zweite giftige Säugetier ſoll das Schnabeltier ſein, das mit ſeinem Sporn am Fuße, der allerdings durchbohrt iſt und mit einer Drüſe in Verbindung ſteht, vergiftete Kratzwunden erzeugen ſoll. Aber auch das ſcheint nicht zuzutreffen; denn dieſer Sporn iſt keine Verteidigungswaffe und iſt außerdem für Menſchen auf jeden Fall ungefährlich. Erſt unter den Reptilien treffen wir dann eigentliche Giftbeißer an. Das iſt die ganze Ausbeute, wenn wir in der heutigen Fauna — die Inſekten ausgeſchloſſen — nach Gifttieren ſuchen. Da ſieht es in der Pflanzenwelt bedeutend anders aus. Freilich ſchützt die Tiere vor der giftigen Flora ihr Inſtinkt.

Kleines feuilleton.

Literariſches.

George Tyrrell, „Zwiſchen Scylla und Charybdis“ oder „Die alte und die neue Theologie“. Aus dem Engliſchen von Emil Wolff. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1909.

Giuseppe Prezzolini, „Wesen, Geſchichte und Ziele des Modernismus“. Uebertragen von Otto Eckhard. Verlegt ebenda, 1909.

Man fragt ſich verwundert: Was ſollen dieſe Bücher? Sie entſtammen einer Reihe von Schriften, die den ſogenannten Modernismus in Deutschland ſtärken ſollen. Der Modernismus aber iſt tot. Was war der Modernismus? Eine wiſſenſchaftliche und religiöſe Kriſis innerhalb des Katholizismus, die durch ſtaatliche Vergünstigung in der Zeit der letzten Anti-Zentrumspolitik auf eine kurze Dauer hin den Anſchein von kultureller Wichtigkeit erhielt. Der Staat hat ſeine Hand von ihm gezogen, der Ultramontanismus hat geſiegt — das Fiasko der nationalkatholiſchen Bewegung auf dem Gebiete der allgemeinen Politik hat ſein getreues Gegenſtück in der ſtämmlichen Unterwerfung der deutſchen Moderniſten unter die alte Fuchtel der Hierarchie. Es gibt eben keinen geiſtigen Kampf gegen den Katholizismus, weil der Katholizismus — was man auch bei Prezzolini nachleſen kann — eine wiſſenſchaftliche Macht iſt, eine wiſſenſchaftliche und ſoziale Macht erſten Ranges. Von einer geiſtigen Ueberwindung Roms können daher nur diejenigen reden, die Rom nicht kennen. Es klingt banal — aber die Reichsfinanzreform, wie der politiſche Katholizismus ſie ſoeben mitgemacht hat, entriſt der katholiſchen Kirche mehr „Seelen“, als hundert moderniſtiſche Märtyrer es vermocht — hätten. Was die Schriften ſelber anberührt, ſo wäre es lächerlich, wollte ein Arbeiter ſeine koſtbare Zeit mit ihrer Lektüre vergeuden. Aber auch den an Lektüre dieſer Art Gewöhnten zieht nichts in ihnen an. Das erſte und zweite Heft der Sammlung, die „Antwort der franzöſiſchen Katholiken an den Papſt“ ſowie das „Programm der italieniſchen Moderniſten“ mochte noch gehen: kurz, knapp, ſchlagfertig und vor allem lebendig. Mit Prezzolini geht die Sammlung ſchon ins Hiſtoriſche, um mit Tyrrell im theologiſch ſpielfindigen Geſätz zu endigen. Tyrrell iſt auf keinen Fall ein Mann, der praktiſch irgend etwas wirken wird; mit ſeinem ewigen Ja und Nein ſtellt er die Situation dieſes halb Aufgewachten und halb noch Träumenden trefflich dar, wirtlich zwiſchen zwei Stühlen, zwiſchen Scylla und Charybdis. Prezzolini macht den Verſuch, alles, was ſich in Europa moderniſtiſch nennt, unter einen Hut zu bringen, ein ganz unmögliches Unternehmen. Die Sammlung wird an derſelben Unmöglichkeit verſinken.

Der Verlag von Alfred Kröner in Leipzig macht den Verſuch, mit kleinen handlich gebundenen Ausgaben der römischen Moralphiloſophen um Intereſſe für eine religiöſefreie Begründung der Weltanſchauung zu werben. Dieſe Abſicht iſt durchaus anerkenntniswert. Die durchaus auf das Diesſeits gerichtete Moral dieſer römisch-griechiſchen Stoiker iſt ja nur durch chriſtliche Verleumdungen nicht das, was ſie uns ſein könnte. Sie hat übrigens das

ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit einen die kirchliche Weltanſchauung untergrabenden Einfluß ausgeübt. Bis jetzt ſind erſchienen Seneca und Mark Aurel, a 1 M. Wer ſich an edlen Gedanken wahrer Menſchlichkeit erbauen will, wird ſchwerlich etwas finden, das dieſen alten Lebens- und Menſchenkenntern gleicht. — Die „Bibliothek der Aufklärung“ (Frankfurt, Neuer Frankfurter Verlag) hat in derſelben antiſtämmlichen Tendenz ein leicht verſtändliches Büchlein von Ludwig Feuerbach: „Wider den Dualismus von Leib und Seele, Fleiſch und Geiſt“ neu drucken laſſen. (Preis 1 M.) In dem Zeitkampf um den Monismus wird dieſer kräftige Denker gern gehört werden.

A. K.

Kulturhiſtoriſches.

Aus der Sterbezeit des Feudalismus. Im „Journal des Débats“ wird im Anſchluß an eine von F. Dollinger in der „Revue Asiatique illustrée“ veröffentlichte Abhandlung über das Ende der Feudalherrschaft Sulz eine lebendige Schilderung der ſozialen Zuſtände im Elſaß in der Epoche der franzöſiſchen Revolution gegeben. Die Geſchichte beginnt wie eine Koſtüm-Operette: Einzug der gravitativ-komiſchen neuen „Herrschaft“ in ihrem Däumlingsreich. Der Herr iſt ein Baron Bode. Er war Offizier in franzöſiſchen Dienſten und hat ſeine Oberſtleutnantschaft um 125 000 Frank verlopft, um eine Lehensherrschaft zu erwerben und auszubeuten. Sein Auge fällt auf Sulz, ein ſeit einiger Zeit erledigtes niedererſäſſiſches Territorium zwiſchen Hagenau und Weißenburg, deſſen Lehns Herr der Kurfürſt von Köln iſt. Der Kurfürſt fordert 200 000 Frank für die Belehnung und Baron Bode pumpt den ihm fehlenden Reſtbetrag von einem Schwager ſeiner Frau. Dieſe iſt eine geborene Miß Mary Kinnerſley, Tochter eines Edelmannes aus Straffordſhire. Es fehlt noch die Huldbildung, die der König von Frankreich von den Vaſallen der Fürſten fordert, die im Elſaß Beſitzungen innehaben. Der Baron aus Fulda und die Dame aus Straffordſhire müſſen dazu die franzöſiſche Nationalität erwerben. „Der Spaß hat Auguſt mehr als 1500 Livres gekoſtet“, ſchreibt die Baronin in einem der Briefe, die Dollinger als Hauptquelle ſeiner Darſtellung benützt hat. Im September 1788 erſcheint der neue Herr an der Grenze ſeines „Landes“. Es iſt der Vorabend der Revolution, aber die Senerie zeigt noch das volle Rokoko: Kanonenſchläge, Glockenläuten, die Bürger in Militäruniformen, die Juden in grün- und ſcharlachgefärbten Koſtümern. Im großen Rathhausaal vier Damaskauteuils für den königlichen Kommiſſär, für den neuen Seigneur und ſeine erlauchte Gemahlin und für den Amtmann. Anſprachen, Blumen, eine katholiſche Meſſe und eine proteſtantiſche Predigt, Eidesleiſtung der vierhundert Familienhäupter uſw. Ueber der neuen Herrſchaft hängt der Himmel voller Geigen. Benigtiens zeigt die Baronin, eine reſolute Dame vom Kommandeuſen-Typus einen beglückten Stolz. Sie ſchreibt einem ihrer Verwandten: „Sulz iſt unſere Hauptſtadt, und außer ihr beſitzen wir noch vier Dörfer. Wir ſind unbeſchränkt die Herren und haben das Recht der niederen und hohen Juſtiz. Wir beſtimmen die ganze Zivilgerichtsbarkeit und haben mindedeſtens ein Duzend Ämter zu vergeben. . . Ich kann Ihnen ſchwer eine Vorſtellung davon verſchaffen, ſo ſehr weicht die Regierungsform von der Englands ab. . . Wir haben hier 34 Zudenfamilien, die uns für das Aufenthaltsrecht zu zahlen verbunden ſind. Die Zehnten kommen uns von Rechts wegen zu. Unſere Untertanen ſind verpflichtet, uns mit Hennen, Gühnern und Kapäunen, mit Brotfucht, Heu und Kartoffeln in ſolcher Menge zu verſorgen, daß wir ſie niemals aufzehren könnten. Es iſt unmöglich, Ihnen alle Rechte aufzuzählen, die wir beſitzen. Wir kennen ſie ſelbſt nicht einmal. Jede Frau iſt verpflichtet, jährlich zwei Pfund Garn oder Hanf für mich zu ſpinnen, und jeder Untertan, Männchen oder Weibchen, iſt verpflichtet, zehn Tage im Jahr für uns zu arbeiten. . .“

In dieſes feudale Idyll bricht plötzlich der Donner des Baſtilleſturms in drohendem Nachhall. Noch kann ſich freilich die neue Herrſchaft eine Weile mit ihrer niederen und hohen Juſtiz behelfen. Ein paar unzufriedene Bauern werden gefängt. Aber wenige Tage darauf kommt die Kunde von den Beſchlüſſen der Nacht des 4. Auguſt. Ade nun die ſchönen Rechte! Die Baronin verſieht die Welt nicht mehr: „Sie können ſich“, ſchreibt ſie, „die Frechheit des Gefindels nicht vorſtellen.“ Je weiter die Revolution fortſchreitet, deſto wütender werden ihre Briefe. „Frankreich iſt ein Räuberneſt geworden.“ Ihre Hoffnung ſetzt ſie jetzt auf die Fürſten des Auslands, ſchließlich auf die Annexion von Elſaß und Lothringen durch die deutſchen Fürſten. Hoffentlich werden die deutſchen Patentpatrioten die Herrin von Sulz darum nicht zur Nationalheiligen erheben. Nach der Kriegserklärung verhielt ſich der Baron und die Baronin neutral, aber nach der Wiedereroberung des Elſaß durch Hoche im Dezember 1793 ſahen ſie ſich gezwungen, endgültig das Land zu verlaſſen. Erſt einem Enkel gelang es, nach langwierigen Prozeſſen, die Ansprüche auf den Beſitz durchzuſehen. Aber ſeine Gläubiger gönnten ihm nicht, ſich des zugeſprochenen Gutes zu erfreuen. Alles wurde verkauft. Dem Enkel blieb nicht einmal eine Scholle, ſo groß wie die, die der Kommiſſär des Königs ſeinem Großvater beim Einzug in Sulz als Symbol der Herrſchaft unter Völlerschüſſen und Glockenklang dargeboten hatte.